

Joshua Max Feldman

DAS BUCH JONAH

Joshua Max Feldman

DAS BUCH JONAH

Roman

Deutsch von Astrid Arz

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »The Book of Jonah«
bei Henry Holt and Company, New York.

Emily Dickinson: *Gedichte englisch und deutsch*,
neu übersetzt von Gunhild Kübler, © 2006 Carl Hanser Verlag, München
Walt Whitman: *Grashalme*, Nachdichtung von Hans Reisiger,
Berlin, Aufbau 1957



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Munken Premium Cream* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2014 by Joshua Max Feldman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlag: buxdesign, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-10203-9

www.cbertelsmann.de

Für Mom und Dad, in Liebe

Jonah ging weiter, bis das letzte Stück Straße im Hitze-
flimmern am Horizont versank – und er um sich her
nichts als grenzenlos weite Wüste sah – Dünen, die mit
dem kargen Gesträuch, das sich an den Sand klammerte,
aussahen wie langgestreckte Meereswellen. Und er legte
sich auf den Rücken in den glühend heißen Sand, das
Gesicht der bleichen gnadenlosen Sonne zugewandt –
und klagte dem HERRN sein Leid.

JONAH 5.2-3

I. NEW YORK (VIERZIG TAGE UND VIERZIG NÄCHTE ZUVOR)

Prolog. Das Fitzelchen

Jonah kannte die U-Bahn-Station 59th Street gut genug, um nicht von seinem iPhone aufschauen zu müssen, während er sich durch das Gedränge der Berufspendler bis zu seinem Gleis schob. Als er die Stufen zum Bahnsteig runterkam, freute er sich, dass gerade ein Zug einfuhr, und stieg sofort ein. In dem fast leeren Wagen setzte er sich in Türnähe und tippte weiter. Am nächsten Halt strömte eine Menschenmenge herein, aber Jonah hatte das Gefühl, einen so langen Arbeitstag hinter sich zu haben, dass er seinen Platz nicht aufgeben musste. Schließlich stand eine alte Dame – verhuscht, mit Blauschimmer im Haar, großmütterlich liebem Gesicht und Stupsnase – direkt vor ihm, und Jonah entschloss sich, das Richtige zu tun, er stand auf.

Er fuhr nicht weit, aber als er ausstieg, sah er auf dem Bahnsteig, dass viele Entgegenkommende klitschnass waren: an Stirnen klebende Haare, triefende Kleider. Doch sie alle trugen es mit Fassung, dachte Jonah, marschierten stoisch mit schmalen Lippen weiter, Augen geradeaus, als garieten sie regelmäßig nach Feierabend in Platzregen. Dann, an der Treppe zur Straße angekommen, sah er, dass sich davor eine halbkreisförmige Traube von zwanzig, dreißig Leuten gebildet hatte, die stehen blieben, statt raufzugehen. Jonah trat ein paar Schritte vor. Ein dichter Regenvorhang pladderte auf die Betonstufen nieder und tönnte das in den Bahnhof fallende Licht fahl und dunstig, als wären alle Wartenden hinter einem Wasserfall versammelt. Sie bestätigten einan-

der schulterzuckend ihre missliche Lage, tippten auf Smartphones herum oder schauten einfach gelassen in den Regen, als bewunderten sie diese vorübergehende Verwandlung der Welt draußen. Ein paar schlugen Kragen hoch oder spannten Schirme auf, nachdem sie kurz gewartet hatten, und stürzten mit einer Art todesmutigem Elan die Stufen hinauf. Die Herabeilenden – gesenkte Schirme, triefende Haare – warfen der Ansammlung unten verwunderte Blicke zu, als erkannten sie ihre Umgebung nicht wieder: eine stillhaltende, nicht drängelnde Menschenmenge, allem Anschein nach sogar zufrieden da, wo sie war – im U-Bahnhof.

Jonah war spät dran gewesen, als er das Büro verließ, aber er wusste, dass QUEST-Events immer gut besucht waren; wenn er an diesem Abend etwa zehn Minuten später zum Stehempfang kam, würde es nichts ausmachen. Er konnte also untergestellt warten, bis der Regen nachließ, und merkte, dass er froh war über diese kurze Unterbrechung seiner täglichen Routine. Er wohnte seit fast zehn Jahren in New York und stellte wieder einmal zufrieden fest, dass die Stadt ihn immer noch überraschen konnte.

Jonah Daniel Jacobstein war zweiunddreißig, Anwalt, ehrgeizig, ledig und in festen Händen; nie ohne sein iPhone. Lauter Gründe dafür, dass seine Vorhaben meist unmittelbar, konkret, kalkulierbar waren. Doch hin und wieder konnte er in so eine andächtige Stimmung verfallen, etwa wenn er aus dem Fenster des Q-Zugs sah, der über die Manhattan Bridge fuhr, und dabei den Blick auf das Chrysler Building und das Empire State Building, die ganze Skyline über dem Fluss auskostete; oder an einem späten Freitagabend in ein Taxi stieg, knisternde Scheine aus einem Geldautomaten in der Tasche, um Sylvia (oder Zoey) zu treffen; oder um vier Uhr morgens betrunken mit einem großen Stück fetttriefender Pizza in der Hand dasaß. Dann fand er, dass er ein unglaubliches Glück hatte – wie jetzt, während er unten in der U-Bahn-Station dem Regen zusah –, der zu sein, der er war, da, wo er war.

Aber diese Stimmungen hielten natürlich nie lange, und bald checkte er wieder sein Smartphone – bei ihm schon fast ein Re-

flex, wie Blinzeln. Er hatte ein Dutzend neue E-Mails bekommen, seit er in den Zug gestiegen war. An diesem Nachmittag war es in einem Fall, an dem er den Großteil des Jahres gearbeitet hatte, zu einer für seine Mandanten günstigen Einigung gekommen. Mit Freude entdeckte er mehrere Glückwünsche von Kollegen in seiner Inbox – einige sogar von Partnern in der Kanzlei.

Er senkte die Hand wieder und sah, dass ein sehr großer chassidischer Jude neben ihm aufgetaucht war: rosa Gesicht mit Hängebacken, schwarzem Hut, schwarzem Mantel, sanft vor den Ohren baumelnden Schläfenlocken und rabenschwarzem, drahtigem, zerzaustem Bart. Der Mann war kaum älter als Jonah, aber viel mächtiger – der dicke Bauch wölbte sich über seinem Gürtel. Und er starrte mit seltsam prüfendem Blick in den Regen, so als läse er aus den Tropfen eine unterschwellige Bedeutung heraus.

Normalerweise war Jonah ein überzeugter Anhänger der New Yorker Gepflogenheit, nie, unter gar keinen Umständen mit einem Fremden in der U-Bahn ein Gespräch anzufangen. Doch er war gut gelaunt – und die New Yorker Umgangsformen schienen ohnehin zeitweilig außer Kraft gesetzt. Außerdem hatte Jonah, dessen eigenes Judentum von tiefer Ambivalenz geprägt war, immer eine gewisse Neugier auf diejenigen empfunden, deren jüdische Identität von allumfassender Sicherheit getragen war. Da er hier eine seltene Gelegenheit erkannte, mit so einem Exemplar seiner (angeblichen, rein theoretisch betrachtet) Brüder zu reden, sprach er den Chassiden an: »Haben Sie keine Nummer, die Sie anrufen können, wenn so was passiert?«

Zur Antwort verzog der Chasside sein fleischiges Gesicht zu einem – listigen, vielsagenden – Grinsen, das vergilbte Zähne entblöste. Er sagte: »Glauben Sie, ich würde U-Bahn fahren, wenn ich dem Regen gebieten könnte?« Jonah kicherte leise. »Sie sind unterwegs zu einem Geschäftstermin, mein Freund?«

»Nein, ich hab Feierabend. Ich fahr zu einem – Event ...« Er merkte, dass er sich scheute, die Cocktailparty einen Charity-Event zu nennen, obwohl QUEST zweifelsohne eine Wohltätigkeitsorganisation war; aber die Bezeichnung kam ihm irgendwie

unaufrichtig vor. Jedenfalls schaute ihn der Chasside schwer beeindruckt an.

»Ich habe gleich gesehen, dass Sie ein Mann von Welt sind. Wo wären wir ohne solche Leute?« Seine Stimme war voll, mit russischem Akzent und außerdem auch etwas schrill, mit deutlich ironischem Beiklang. »Sie haben eine Visitenkarte, mein Freund?«

Die Frage überraschte Jonah, doch da sie ihm harmlos erschien, griff er in die Innentasche seines Jacketts und reichte dem Chassiden eine Karte.

»Sie sind Jude, mein Freund!«, rief der Chasside noch beeindruckter. Er studierte die Karte sorgfältig, als prägte er sich jede Zeile, jede Ziffer in jeder der drei Telefonnummern einzeln ein.

»Na ja, ich bin in einem jüdischen Elternhaus aufgewachsen«, antwortete Jonah.

»Und Sie studieren die Thora, mein Freund?«, fragte der Chasside, als er ihm die Karte zurückgab. »Halten Sie den Sabbat ein?«

»An Jom Kippur kriege ich Schuldgefühle.«

Das Grinsen des Chassiden wurde breiter. »Und Sie kennen natürlich die Geschichte Ihres Namenspatrons Jona, Sohn des Amittai?«

Jonah, der sich sein Wissen von derlei Dingen eher halbherzig angeeignet hatte, erinnerte sich nur vage. »Da war was mit einem Wal ...«, versuchte er es.

»Oh, mein Freund, da ist viel mehr als der Wal!« Der Chasside hatte jetzt seine massige Gestalt etwas näher an Jonah geschoben, der schon mit dem Rücken am Fahrkartenautomaten stand. »Jonah war auch ein Mann von Welt, genau wie Sie. Der verhandelte und Geschäfte machte. Dann, eines Tages, kam *HaShem* zu ihm und sagte: ›Jonah, geh in die verdorbene Stadt Ninive und sage ihnen: obgleich sie Gold, Prunk, riesige Heerscharen besitzen, so ist doch nur ihr Körper bekleidet, die Seele aber ist nackt.« Hier zwinkerte der Chasside; Jonah nickte unsicher, wusste nicht recht, was er davon halten sollte. »Aber Jonah hatte andere Vorstellungen«, fuhr der Chasside fort. »Er versuchte, dem Angesicht des HERRN zu entkommen. Und was meinen Sie, was kam? Unwetter, Wale, Verhängnis.

HaShem sieht alles«, fuhr der Chasside fort und wackelte schelmisch mit dem Zeigefinger unter Jonahs Nase. »Wir denken, wir können uns verbergen, aber am Ende gibt es kein Entkommen.« Er zeigte mit seinem bärtigen Doppelkinn die Stufen hinauf, wo der Regen kaum nachließ. »Sehen Sie, was geschieht, wenn der Herr nur ein wenig Regen schickt. Alle rennen in den Untergrund, völlig kopflos. Wie viel schlimmer wird das erst sein am Tag des Jüngsten Gerichts, wenn das Unheil herabregnet?« Jonah konnte wieder nur nicken, unsicher, wie ernst der weitergrinsende Chasside die Frage meinte. »Eines Tages ist alles eine große Party. Dann klopfen die Engel an Lots Tür. Was werden Sie denen sagen? Bedenken Sie, nicht jeder kriegt einen Sitzplatz in der Arche. Amerika ist nackt, mein Freund, so nackt wie Ninive. Handys, Computer, Raumschiffe, blablabla. Der Körper ist bekleidet, doch die Seele ist bloß.«

Jonah dachte, dass er wieder einmal erfuhr, warum man sich nie auf solche Gespräche einlassen sollte. »Wirklich sehr interessant«, sagte er. »Aber wie dem auch sei ...«

Dieses gängige Stichwort zur Beendigung des Gesprächs wurde überhört oder ignoriert. »Sie können sich ebenso wenig in der U-Bahn vor der ausgestreckten Hand des Herrn verbergen«, fuhr der Chasside fort, »wie Jonah sich auf hoher See verbergen konnte. Möchten Sie nicht lieber zu den Gerechten gezählt werden, wenn die Hochmütigen hinweggeschwemmt werden?«

»Ich glaube nicht, dass die Hochmütigen woanders hinkommen.«

»*Im jirze HaShem*, wir werden ihre Vernichtung erleben!«, rief der Chasside.

Alles wurde noch unheimlicher dadurch, dass der Chasside sein schiefes Grinsen beibehielt. Obwohl es immer noch kräftig regnete, drängte sich Jonah am Fahrkartenautomaten vorbei Richtung Treppe. Doch der Chasside schob Kopf und Wanst noch näher an Jonah, wobei sich sein Mundgeruch unangenehm bemerkbar machte. »Bedenken Sie, mein Freund, der Herr greift Vergangenes auf. Ninive, die Sintflut, Sodom und Gomorra. Wis-

sen Sie nicht, dass die Geschichte voller Katastrophen wie 9/11 ist?«

Jonahs Geduldsfaden, der unterschiedlich lange halten konnte, bis er irgendwann riss, war am Ende. Andeutungen, dass er verdammt sei, fand er ja noch erträglich – wer konnte so was schon ernst nehmen? –, aber mit Moralpredigten zu 9/11 war es etwas anderes. Er war an jenem Tag in der City gewesen; und nein, er hatte keine Nahestehenden verloren, war nicht in unmittelbare Gefahr geraten – fand aber, dass er genug davon mitbekommen hatte, um sich nicht anhören zu müssen, wie es als göttliches Strafgericht gedeutet wurde. »Wenn Sie wirklich glauben, Gott hätte irgendwas mit 9/11 zu tun, sind Sie genauso ignorant wie die Attentäter.«

Der Chasside schaute betrübt drein und schüttelte feierlich den Kopf. »Oh, mein Freund, das verstehen Sie leider falsch. Es ist meine Schuld. Ich war nicht auf dem Harvard College.«

»Ich auch nicht.«

»Nu, glauben Sie, *HaShem* interessiert, was Sie ignorant finden?«

Und obwohl der Chasside die Frage mit einem letzten entschiedenen Blinzeln krönte, als wäre das ganze Gespräch ein Witz zwischen ihnen beiden, beschloss Jonah, dass er genug gehört hatte, und stieg die Treppe hoch, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. »Ihre Bar-Mizwa wird Sie nicht retten, mein Freund!«, rief der Chasside – ob lachend oder nicht, war unklar.

Der kräftig weiterfallende Regen hatte bald Jonahs Haar und die Schultern seines Jacketts durchnässt. Er sah ein paar Leute, die sich unter das Vordach eines Schuh-Discounters drückten, lief hinüber und quetschte sich ans Schaufenster. Jonah konnte sich nicht vorstellen, dass irgendwer wusste, was *HaShem* – oder wie auch immer man es nennen wollte – interessierte, verstand aber genau, worauf der Chasside hinauswollte: Man zog einen Kreis um sich selbst, und jeder innerhalb dieses Kreises war gerecht, jeder draußen nicht. Viel mehr war an der Lehre des Chassiden nicht dran.

Er fand sich neben einem abgerissenen Schwarzen wieder – knochig, Yankees-Mütze mit Schweißflecken und Cargo-Shorts, große Kopfhörer auf den Ohren –, der den fingernagelgroßen Rest eines Joints rauchte und zu der Musik, die er hörte, rappte. »Everybody got they own thang – currency chasin'! Worldwide through th'hard time – worryin' faces! Shed tears bury niggas close to the heart, was a friend now a ghost in the dark«, sang der Mann gegen den Takt, heiser, und nahm einen Zug. Jonah wusste, den Song hatte er schon oft gehört, auch wenn er ihn nicht auf Anhieb erkannte. Jedenfalls fühlte er sich hier, neben diesem Mann, viel wohler als neben dem Chassiden. Dann fiel es ihm ein.

»Tupac«, sagte er laut.

Der Mann mit den Kopfhörern drehte sich um und sah ihn an, musterte misstrauisch seinen Anzug und lachte dann heiser, während ihm Rauch aus dem Mund quoll. »Tupac!«, rief der Mann. »Der is nich tot!«

»Der is nich tot«, stimmte Jonah zu.

Dieser Wortwechsel, fand er, war besser als jede Antwort, die er dem Chassiden hätte geben können. Wer konnte schon sagen, wer gerecht war und wer nicht, wer gerettet gehörte und wer verdammt? Sich der Welt und den Menschen darin öffnen, sein Leben leben, Spaß haben – nur darauf kam es an. Seinen Kreis würde er mit genau diesem Zirkel ziehen.

Bald darauf hatte sich der Platzregen bis auf ein paar vereinzelte Tröpfchen verzogen, und Jonah ging die letzten Straßenzüge zum QUEST-Event. Während er über die dampfenden Gehsteige von Greenwich Village nach SoHo wanderte, traten nasse, vorsichtige Leute aus Hauseingängen und Kneipen und linsten misstrauisch zum Himmel. An einer Kreuzung musste er bei einem verstopften Gully über eine Riesenpfütze springen, das Handy in der Hand. Dann, ein paar Häuserblocks in südlicher Richtung später, erreichte er sein Ziel: die schlichte Adresse 555 Thompson Street, ein blau getöntes Türschild hinter Glas, das ihm bestä-

tigte: Hier fand tatsächlich der Vierte Jährliche Cocktailempfang mit verdeckter Auktion von »QUEST für New Yorker Schulen« statt.

Während er die Krawatte zurechtrückte und sich mit den Fingern durchs Haar fuhr, um es zu glätten, versuchte er sich zu erinnern, wofür QUEST eigentlich stand; Quantitative Erziehungs-Systematiken und Tools traf es in etwa. Der überwältigend charismatische Harvard-BA-Absolvent Aaron Seyler, der sich mit quantitativ-analytischem Consulting an der Wall Street befassete, hatte den gemeinnützigen Verein gegründet. Laut Hintergrundgeschichte auf der QUEST-Website hatte Aaron beschlossen, mehr aus seinem Leben zu machen, als Jahresbilanzen um Viertelpunkte zu steigern. Er wollte einen bleibenden Beitrag für die Stadt leisten, die ihm seinen Erfolg ermöglicht hatte (obwohl Jonah, nachdem er Aaron getroffen und in Aktion erlebt hatte, annahm, dass dieser auch in einer Stadt Erfolg gehabt hätte, in der noch Muscheln und Perlen als Währung galten). QUEST ging es darum, die quantitativen Instrumente der Finanzwelt zur Optimierung der sogenannten Schulbildungserfolge anzuwenden: Abschlussraten, Testergebnisse, Immatrikulationszahlen etc. Aaron hatte, wie er gern ausführte, die Vision, die Energien und Kenntnisse, die täglich in die Erwirtschaftung von Milliarden für Banken und Hedgefonds flossen, für die Verbesserung der Schulen New Yorks zu nutzen.

Wogegen Jonah, der jetzt die Tür zu 555 Thompson aufstieß, nichts einzuwenden hatte. Er kam aus einem durch und durch linksliberalen Elternhaus und einer ebensolchen Stadt; und auch wenn sich seine politische Einstellung im Kontakt mit der nicht ganz so liberalen Welt außerhalb von Roxwood, Massachusetts (und letzthin notgedrungen, da er für eine dieser Megafirmen arbeitete, die zu verachten man ihn erzogen hatte), etwas abgeschliffen hatte, blieb er politisch doch grundsätzlich linksliberal. Noch hatte ihn kein Argument davon abbringen können, dass man alles in seiner Macht Stehende für die Benachteiligten und Unterprivilegierten tun müsse. Mehr Geld für Schulen? Das klang

gut in seinen Ohren. Mitmachen dagegen war nicht sein Ding; mit Aktionen, Vereinen, Komitees hatte er es nicht so. Seine politische Überzeugung äußerte sich hauptsächlich darin, dass er die Demokraten wählte, gelegentlich Paul Krugman las und sich rassistischer/sexistischer Schmähungen enthielt. Wahrscheinlich wäre er nicht einmal zum QUEST-Event gegangen, wenn nicht Philip Orengo, ein Studienfreund, den er lange nicht gesehen hatte, mitmachen würde; und er nicht relativ früh aus dem Büro gekommen wäre, und Sylvia nicht verreist und Zoey nicht bei ihrem (sogenannten) Freund gewesen wäre; außerdem gab es freie Getränke. All das und dazu der erfolgreiche Abschluss eines größeren Falls waren Grund genug für ein paar Feierabenddrinks. Doch auch wenn Jonah unterwegs in den eigentlichen Veranstaltungsraum sinnierte, dass ihn nur diese Kombination von günstiger Gelegenheit und äußeren Umständen zum Kauf des Fünfundsiebzig-Dollar-Tickets verleitet hatte, hatte er das Gefühl, mit seiner Anwesenheit etwas zu bestätigen, was in seinem Disput mit dem Chassiden angeklungen war.

Der Raum war riesig, rechteckig, mit unverputzten Backsteinwänden in modisch-industriellem Design gehalten: freiliegende Rohre entlang der drei Geschosse hohen Decke, und mitten im Raum hing ein umlaufender Laufsteg, auf dem die Gäste plaudern und später vielleicht tanzen würden. Die Wände waren mit rot-goldenen Fahnen und Tüchern behängt, die gut zu den roten Backsteinen und dem schwarzen Laufsteg passten (und daran, dass Jonah das Farbschema auffiel, merkte er, wie viel Zeit er mit modebewussten jungen Frauen verbrachte, ob mit seiner Freundin oder der Freundin, die nicht seine war). Eine Bar zog sich an einer Wand entlang, und im hinteren Bereich war auf einer Bühne ein Mikrofon aufgebaut, flankiert von Plakaten mit den QUEST-Insignien: der Augenpyramide auf einem Dollarschein mit einer Art archetypischem Schulhaus in der Pupille. Wie Jonah erwartet hatte, war der Raum ziemlich voll. Es waren viele, aber nicht gar zu viele Männer und Frauen, meist etwa in Jonahs Alter, hauptsächlich Berufstätige in den Anzügen und Kostümen, die sie zur

Arbeit getragen hatten. Beim Eintreten kam Jonah an einigen recht attraktiven jungen Frauen vorbei; alle hielten Getränke in den Händen, und eine Art kubanischer Jazz erklang im Hintergrund zu der bunten, vielstimmigen Mischung aus ernsthaften, routinierten oder flirtenden Gesprächen. Kurz, die Sache sah nach viel Spaß aus.

In hypothetischer Fortsetzung seines Disputs mit dem Chassiden gestand Jonah sich ein, wie frivol das alles war – und dachte als Gegenargument an die vielen Situationen, in denen einem das Leben Frivolität verbot; daran, dass Frivolität ein gemeinsames Unternehmen war und dass das Leben einem oft genug einen Strich durch die Rechnung machte – warum daher also nicht die Feste feiern, wie sie fallen? Vormittags gab es Meetings, früh genug würde jeder seiner Wege gehen, jeder im Raum würde noch an genügend Beerdigungen teilnehmen. Er war zwar kein waschechter Fatalist, aber seine Ausbildung und Erfahrung als Anwalt hatten ihn gelehrt, dass man nicht an ein Argument glauben musste, um Wirkung damit zu erzielen – in seinen Augen Grund genug, den Wohltätigkeitsabend mit einem Bier einzuläuten.

Zehn Minuten später war das Bier zu drei Vierteln geleert, und er flanierte über den Laufsteg. Rechts und links präsentierte sich die verdeckte Auktion: auf Tischen waren die diversen Versteigerungsobjekte aufgebaut – ein Stapel La-Mer-Hautpflegeprodukte für das Wellness-Paket; ein Teller mit Monogramm für ein Dinner mit Aaron in der Minetta Tavern; ein Käsekorb für eine private Führung durch die Murray'sche Käsehöhle. Er überlegte gerade, ein Gebot auf eine Aromatherapiemassage für Sylvia abzugeben, als er Seth Davis, einen ehemaligen Studienkollegen, am anderen Ende des Laufstegs entdeckte.

Wegen Philip Oregos Stellung in der Gruppe traf Jonah häufig ehemalige Studienkollegen auf QUEST-Veranstaltungen. Seth hatte er immer gemocht, auch wenn sie nie eng befreundet gewesen waren. Der hatte seine Entscheidung, ein duales Jura- und BWL-Studium zu absolvieren und lieber in der Finanzwelt denn als Anwalt zu arbeiten, einmal so begründet: »Wenn ich mit Mitte

zwanzig schon hundert Stunden die Woche arbeite, dann will ich lieber stinkreich werden als bloß ein bisschen reich.« Die Finanzkrise hatte wahrscheinlich auch diese Wachstumskurve geknickt; aber Jonah hatte das Gefühl, dass Seth sich nicht unterkriegen ließ.

»Jacobstein!«, rief der, als er ihn sah. Er stand mit ein paar Männern zusammen, alle in Anzügen wie Jonah und wie er mit Bier in der Hand. Jonah ging zu ihnen rüber. Man stellte sich vor, schüttelte Hände. Seths Gruppe bestand aus seinen Kollegen in der Finanzdienstleistungsfirma, in der er arbeitete, und ihren Freunden aus der Branche (nach über einem Jahr mit Sylvia wusste Jonah, dass sich Leute aus der Finanzwelt auf Partys magnetisch anzogen). Der frotzelnde Ton ließ vermuten, dass sie ihm einige Bierchen voraus waren. Gerade ging es um ein Fünfhundert-Dollar-Gebot für einen Baseball, den Derek Jeter signiert hatte.

»Den Ball kann man für hundertfünfzig Mäuse auf eBay kriegen«, sagte jemand zu dem Bieter.

»Aber will ich wirklich hundertfünfzig Dollar an einen Fettkloß in Unterwäsche abdrücken, der bei seiner Mutter im Keller wohnt?«, erwiderte der Bieter, und die anderen lachten.

»Alter, denkt dran, dass man das von der Steuer absetzen kann«, sagte ein anderer – und schrieb theatralisch ein Gebot über sechshundert Dollar, begleitet von »Oh«-Rufen der anderen.

»Tja, aber wie viel, hängt ganz davon ab, wie so ein Abend-schul-Trottel im Finanzamt den Ball taxiert, stimmt's, Jacobstein?«, fragte Seth Jonah.

»Hey, wenn du meine Beratung willst, musst du erst meinen Anwaltsvorschuss zahlen«, antwortete Jonah, und die anderen lachten wieder. Normalerweise machte er keine Witze über gierige Anwälte – als Anwalt bekam man mehr als genug davon zu hören –, aber er wusste aus Erfahrung, dass man damit bei den Finanzheinis immer gut ankam.

»Kannst du dir sechshundert Dollar überhaupt leisten?«, wollte jemand von dem letzten Bieter wissen. »Ich hab den Ring gesehen, den du Melissa gekauft hast, und weiß, dass du überschuldet bist.«

»Erstens mal ist der Brilli ein Zirkonia«, erwiderte der, begleitet von noch mehr Gelächter. »Zweitens, solange in den Außenbezirken von Las Vegas kein Immobilienboom einsetzt, reißt mein Bonus das dieses Jahr mehr als raus.«

»Das ist bestimmt ein Trost für alle Leute in Vegas, die mit ihren Hypotheken in den Miesen sind«, scherzte ein anderer.

»Hey, wer 2005 ein Haus in einem Außenbezirk von Vegas gekauft hat, hat es verdient, mindestens noch ein Jahrzehnt mit seiner Hypothek in den Miesen zu sein«, sagte Seth.

Wieder lachten alle. Ja, sie waren Arschlöcher, dachte Jonah, schienen es aber zu wissen, was die Sache irgendwie harmloser machte. Außerdem vermutete er, dass etwas dran war an dem kollektiven amerikanischen Aberglauben, der die Ereignisse der letzten Jahre überdauert hatte: Ohne Arschlöcher funktionierte die Wirtschaft nicht.

Ein lächelnder, hoch aufgeschossener Mann mit länglich-ovalem, gerötetem Gesicht und strubbelig-blondem Haarschopf gesellte sich zur Gruppe. Er hieß Patrick Hooper – Jonah kannte ihn über Sylvia – und erschien oft auf solchen Events. Offensichtlich kannten ihn auch einige andere aus der Gruppe, weil sie mehr oder weniger verstohlen Blicke wechselten und die Augen verdrehten, als er zu ihnen trat. Er sah sich die Bieterliste für den Baseball an und trug ein Gebot über fünftausend Dollar ein. Vergnügt lachend schaute er von dem Blatt auf.

»Das Komische ist, ich bin überhaupt kein Baseball-Fan«, sagte er.

»Wahnsinnig komisch«, murmelte Seth.

Die Spatzen piffen von den Dächern, dass Patrick Hooper ein Finanzgenie war. Laut Sylvia hatte er in den Boomjahren für Finanzprodukte eine unumstritten rentable Rohstoffhandel-Serie für Goldman aufgelegt, die zumindest theoretisch legal war. Und hatte genug daran verdient, um sich mit dreißig zur Ruhe zu setzen, was er denn auch tat. Aus diesem Anlass brachte das *Wall Street Journal* die Schlagzeile: EIN WALL-STREET-WUNDERKIND NIMMT DEN HUT. Selbst jetzt hielt Goldman ihn noch an der

langen Leine, vermutlich für den Fall, dass er seine Marathon-World of Warcraft-Session unterbrach, um ein neues unfehlbar profitables Finanzprodukt auszuhecken. Allerdings fiel es Jonah schwer, all das Wunderkind-Gerede ernst zu nehmen, weil Patrick zu den sozial inkompetentesten Leuten zählte, die ihm je begegnet waren. Er war im Grunde kein übler Bursche, besaß nur ein erstaunliches Talent, anderen auf die Nerven zu gehen. Das viel zu hohe Gebot auf den Baseball, womit er allen den Spaß verdarb, war leider typisch. Patrick schien von der sehr schlichten und einfältigen Vorstellung besessen, seine Ungeschicklichkeit im Umgang mit irgendeinem Güterhandel ausgleichen und als echte Zuneigung oder zumindest Beliebtheit gewinnen zu können. Regelmäßig schmiss er daher Partys in seinem riesigen Tribeca-Loft, verteilte wie wild Einladungen in neu eröffnete Restaurants und extravagante Clubs und warf mit Spenden an junge NPOs wie QUEST nur so um sich. Wie man sich denken konnte, war diesen Bemühungen desto weniger Erfolg beschieden, je verschwenderischer und aufdringlicher sie wurden.

»Ich bin beeindruckt, dass ihr heute Abend hier seid. Aaron und ich waren nämlich neulich essen«, erklärte Patrick, ohne mit seinem Stolz auf diesen Erfolg hinter dem Berg halten zu können oder wollen. »Wir haben drüber geredet, wie wichtig es ist, Leute auf solche Events zu kriegen, die sich nicht wirklich was aus Wohltätigkeit machen.« Wieder lachte Patrick, und nur er.

»Tja, wenn ich gewusst hätte, dass du kommst ...«, setzte jemand an.

»Aber das Ganze ist wirklich komisch«, fuhr Patrick fort. »Die Finanzwelt soll ja so böse sein, aber Goldman engagieren sich gesellschaftlich mehr, als eine Organisation wie diese sich je träumen lässt. Ich hab mich zwar schon vor Jahren aus dem Tagesgeschäft zurückgezogen, aber ich bin bei denen noch aktiv im ...«

»Wie auch immer«, unterbrach Seth und zeigte Patrick demonstrativ die Schulter. »Die Bar schließt bestimmt bald.« Und, zu Jonah gewandt: »Kommst du mit?«

Jonah wusste, dass er wegsehen sollte, um nicht mitzubekom-

men, wie Patrick in der arglosen Hoffnung, zum Mitkommen aufgefordert zu werden, auf Seths Schulter starrte. Aber er konnte es nicht lassen; und irgendwie schien ihm die Vorstellung, Patrick stehen zu lassen, im Widerspruch zum ganzen QUEST-Anliegen zu stehen – was auch immer das nun genau war. »Nein, ich will ein Gebot abgeben oder so«, antwortete Jonah und bereute seine Worte sofort.

Seth zuckte fast mitleidig die Schultern: »Wie du willst ...«, und zog mit den anderen Richtung Stufen ab.

»Ach, ich hab nicht gewusst, dass du mit QUEST zu tun hast«, sagte Patrick, als sie gingen.

Zu allem Überfluss war Jonahs Bier jetzt leer, was ihm nur bestätigte, dass sein Bleiben ein Fehler war. »Ein Freund von mir ist im Vorstand«, sagte er.

»Adrian? Jin? Kent? Abbey? Philip?«

Jonah war nicht überrascht, dass Patrick die Namen sämtlicher QUEST-Vorstandsmitglieder runterrasseln konnte; wahrscheinlich lud er sie seit Monaten zum Essen ein. »Ich kenne Philip vom Jurastudium«, erklärte er.

Patrick wackelte zweimal mit seinem schmalen Kopf. »Und im Grundstudium war Philip zusammen mit Aaron in Princeton.«

»Ja, so funktioniert das halt.«

»Und wie geht's so mit Sylvia?«, erkundigte Patrick sich jetzt etwas zu neugierig. »Alles gut bei euch?«, und leerte sein Sektglas mit etwas zu lauten Schlucken.

Von allen nervigen Aspekten seiner Persönlichkeit ließ sich dieser noch am wenigsten mit dem Glauben vereinbaren, dass Patrick im Grunde kein übler Bursche war: Bevor Jonah Sylvia kannte, hatte Patrick sie nicht eben unauffällig umworben – und er hatte nie so ganz damit aufgehört, obwohl er wusste, dass sie seit Monaten mit Jonah zusammen war. Sicher, Patrick warb um jede Frau in der Finanzwelt; und in nüchternen Momenten konnte Jonah sogar einen gewissen Anstand in Patricks Versuchen erkennen, eine Partnerin zu finden, die selbst über Karriere und Geld verfügte, statt sich eine platinblonde Russin zu angeln,

deren höchstes Ziel im Leben es war, verwöhnt zu werden. Trotzdem – wie nett kann man zu jemandem sein, der einem ganz unverhohlen die Freundin ausspannen will?

»Alles bestens«, log Jonah. »Läuft super.«

»Lass uns mal alle zusammen essen gehen«, sagte Patrick. »Sie ist ein Superstar, sollte mit meinem alten Team bei Goldman arbeiten. Sag ihr, dass sie mir unbedingt mal mailen soll.«

»Unbedingt«, log Jonah wieder. Ihm fiel auf, dass Patrick es vielleicht verdiente, geschnitten zu werden. »Jedenfalls sollte ich jetzt runtergehen und ein wenig mit Philip reden.«

»Ich hab dich neulich im West Village gesehen«, antwortete Patrick – offenbar geübt darin, Gespräche fortzusetzen, die sein Gegenüber beenden wollte.

»Ach ja?« Jonah hielt vom Laufsteg Ausschau nach dem rasierten schwarzen Kopf von Philip Orengo weiter unten in der Menge.

»Du warst mit einer Frau im Corner Bistro.«

Sofort begann Jonahs Herz heftig und aufgeregt zu hämmern; und mit jedem Schlag hallten ihm die Worte »denk dir eine Lüge aus, denk dir eine Lüge aus, denk dir eine Lüge aus« durch den Schädel. Leider brachte ihn das angestrengte Nachdenken einer tatsächlichen Lüge kein Stück näher, und er presste nur ein »Äh, wann?« heraus. Das Erfinden einer Ausrede wurde zusätzlich erschwert dadurch, dass er nicht wusste, ob Patrick dem Gesehenen irgendeine Bedeutung beimaß – ob er nur das Gespräch am Laufen hielt oder ob er, Vorsicht, einen Zusammenhang erkannte zwischen der Frau, mit der er Jonah gesehen hatte, und seinen eigenen Aussichten auf Sylvia. Wer wusste schon, wie ahnungslos oder berechnend Patrick außerhalb der Welt von Währungsderivaten und dem ganzen Quatsch war?

»Vor zwei Wochen vielleicht?«, antwortete Patrick und zwirbelte den Stiel seines leeren, mit Fingerabdrücken verschmierten Sektglases.

»Ach so, natürlich«, brachte Jonah so unbekümmert wie möglich heraus. »Ich war mit ein paar Kollegen aus.«

»Die Frau, mit der ich dich gesehen hab, war hübsch.« Jonah

zermarterte sich das Hirn bei dem Versuch, sich zu erinnern, ob er an jenem Abend dumm (sprich: betrunken) genug gewesen war, in der Öffentlichkeit rumzuknutschen. »Ist sie Single?«

War Zoey Rosen Single – zumindest darauf konnte er ehrlich antworten. »Sorry, Alter. Sie hat einen Freund.«

Patrick warf mit theatralisch übertriebener Enttäuschung den Kopf in den Nacken. Dann fragte er: »Mit wem ist sie zusammen? Einem Kollegen von dir?« Und wieder: Fragte er, weil er wusste, dass er Jonah am Haken hatte und jetzt zu allen möglichen Essen, Wochenenden in den Hamptons und Nächten im Club mitschleifen konnte? Oder war Patrick – kurioserweise in bester Absicht – nur darauf aus, ihm auch Zoey auszuspannen? Das hatte Jonah nun davon, dass er seiner liberalen Gesinnung freien Lauf gelassen hatte.

Doch Patricks nächste Bemerkung ließ ihn aufatmen: »Jedenfalls, wenn die sich mal trennen, musst du mir ihre Nummer geben.« Noch erleichterter war Jonah, als jetzt Aaron Seyler ans Bühnenmikrofon trat: 1,95 Meter groß, strohblond, früherer Schwimmmannschaftskapitän von Princeton, Rhodes-Stipendiat, MBA und derjenige, dem Jonah es noch am ehesten zutraute, die Bildungskrise zu lösen, oder die Energiekrise, oder welche Krise auch immer ihm unterkam. Vom Laufsteg aus konnte Jonah sehen, wie sich die Aufregung, dass Aaron da war, wellenartig im Raum verbreitete, Gespräche verstummten und Leute sich reckten, um einen besseren Blick auf die Bühne zu haben. Was Jonah gut verstehen konnte, denn Aaron stand am Mikrofon mit der gleichen Selbstsicherheit und dem Vertrauen auf stürmischen Applaus wie ein Schauspieler, der soeben seinen dritten Oscar des Abends gewonnen hat. Doch Jonah neidete Aaron sein sicheres Auftreten, seinen Charme, sein Charisma nicht – er bewunderte ihn eher, als dass er hingerissen war, aber er neidete ihm nichts. Er hatte das Gefühl, wenn jemand Aaron Seyler sein musste, dann war Aaron Seyler der richtige Mann für die Aufgabe.

»Keine Sorge, es dauert nicht lange«, fing Aaron an. »Ich weiß, dass Sie alle noch etwas im Glas haben, und ich, ehrlich gesagt,

auch.« Dieser kleine Scherz bekam mehr Lacher, als er verdiente, aber Aaron hätte Passagen aus dem *Tibetischen Totenbuch* vorlesen können und Lachen geerntet. »Zuallererst möchte ich mich bedanken, dass Sie gekommen sind. Ihre Spenden halten uns bei QUEST über Wasser, und mal ganz abgesehen von Geld möchte ich mich für das kostbarste Geschenk überhaupt bedanken: Ihre Zeit. Außerdem möchte ich Sie auf die verdeckte Auktion hinweisen, die um acht Uhr schließen wird, und den Organisationen und Einzelpersonen danken, die Versteigerungsobjekte gespendet haben. Ich möchte Ihnen nicht verschweigen, dass wir zwei Jahreskarten für die Mets im Angebot haben, falls irgendwer verrückt genug ist, die haben zu wollen.« (Gelächter.) »Mit ziemlicher Sicherheit ist mein Gebot über fünf Dollar noch nicht übertroffen.« (Mehr Gelächter.) »Falls also irgendwer meine Karten für das erste Mets-Spiel des Jahres kaufen möchte...« (Anhaltendes Gelächter.)

Jetzt steckte Aaron die rechte Hand in die Tasche und schob sein Gesicht näher ans Mikrofon – es wurde ernst. »Wir versuchen, jedes Jahr so einen Empfang für die Freunde von QUEST zu veranstalten. Viele von Ihnen haben uns schon begleitet, als wir noch keine Fördermittel bekamen und ich die Predigt, die Sie inzwischen wahrscheinlich alle in- und auswendig kennen, vor kleinen Gruppen in meinem Wohnzimmer gehalten habe. Wir versuchen, so etwas jedes Jahr zu veranstalten, weil es gut ist für die Mitarbeiter, den Vorstand und auch mich selber, uns zu entspannen und so viele alte Freunde zu treffen. Aber wir machen es auch, weil es bei QUEST im Kern immer noch um diese späten abendlichen Brainstormings am Küchentisch von Abbey oder Adrian geht, als wir nichts weiter hatten als eine Idee, wie man die Schulen von New York verbessern könnte, und den Glauben, wenn wir Leuten eine Chance gäben, das Richtige zu tun, würden sie was draus machen.

Also, unserer Generation wird oft genug Apathie vorgeworfen. Und als ein Mitglied der MTV-Generation, das alt genug ist, tatsächlich Videos auf MTV gesehen zu haben, kann ich das gut ver-

stehen. Nein, unsere Generation gehört mehrheitlich keinen religiösen Institutionen an. Politik betrachten wir mit tiefer Skepsis. Wir haben gesehen, an welche Grenzen konventionelle Wohltätigkeitsorganisationen stoßen. Aber für mich ist das keine Apathie, sondern Realismus. Wenn unsere Generation ein Problem erkennt – und wahrscheinlich stimmen wir alle darin überein, dass unsere Generation darin besonders gut ist –, wenn wir ein Problem in unserer Regierung, unserer Gesellschaft, unseren Schulen aufdecken, ist unser erster Gedanke nicht, uns an einen Pastor, Politiker oder Experten zu wenden. Wir wenden uns aneinander. An unsere Freunde. Wir gehen in die Küche eines Freundes, setzen uns an den Tisch und überlegen gemeinsam: Wie können wir erneuerbare Energien bezahlbar machen? Wie soziale Gerechtigkeit in diesem Land vorantreiben? Wie können wir die New Yorker Schulen verbessern und die Schüler der Stadt fördern?

Sind wir so arrogant? Jawoll. Sind wir so naiv? Vielleicht. Aber wir sind auch so mutig, hoffnungsvoll und zuversichtlich. Und wir sind nicht – ich wiederhole: nicht – apathisch. Ja, wir machen es auf unsere Art, ja, mit neuen Methoden, aber wir machen es. QUEST existiert seit fünf Jahren. Wir sind in Dutzenden von Schulen, in drei Jahren werden wir die Anzahl verdoppeln, unsere Erfolgsquoten überschlagen sich – sei es Anwesenheit im Unterricht, seien es Testergebnisse –, was auch immer, wir haben es verbessert. Und wir haben es durch Cocktailpartys geschafft, durch Take-outs vom Chinesen, wir haben es geschafft, indem wir einander vertraut und aneinander geglaubt haben, und genau so werden wir weitermachen. Also bitte: Geben Sie ein Gebot ab, kaufen Sie eine Karte für die Herbstgala, haben Sie den Mut, Ihren Freunden und Kollegen mit unserer Geschichte auf die Nerven zu gehen. Und so werden wir die Generation von New Yorkern sein, die diese Schülergeneration rettet. Ich wünsche Ihnen einen tollen Abend, und danke, dass Sie gekommen sind.« Der rauschende Beifall aus allen Ecken von 555 Thompson Street hielt lange an und kam von Herzen.

Als Aaron seine Rede begann, waren die Leute auf dem Laufsteg ans Geländer getreten, um besser sehen zu können, und

durch diese Bewegung war es Jonah gelungen, sich von Patrick und dem so unangenehmen Gespräch loszueisen. Er hatte Philip direkt unter sich entdeckt, wo er mit anderen Vorstandsmitgliedern von QUEST stand. Während der Rede bemerkte Jonah, dass Philips Blicke zwischen Aaron und Gesicht und Figur einer Brünetten in schulterfreiem grünem Kleid schräg vor ihm hin- und herwanderten. Als Aaron zum Schlusswort ansetzte, ging Jonah die Stufen hinunter auf Philip zu, und als der Applaus verebbte und Gespräche und Musik wieder einsetzten, begrüßten sie sich rückenklappend. »Was macht der Kampf gegen die gesetzliche Haftung von Firmen?«, fragte Philip im Singsang seines kenianischen Akzents.

»Mehr als der Plan des Bürgermeisters, den Broadway in einen Fahrradweg zu verwandeln«, antwortete Jonah. Als Referent des Oberbürgermeisters sah man Philip (in seinen Worten »als Aushängeschild des ethnisch vielfältigen Mitarbeiterstabs von Euer Ehren«) auf Pressekonferenzen häufig hinter dessen linker Schulter stehen. »War das deine Idee?«

Da beide nichts mehr zu trinken hatten, bewegten sie sich instinktiv auf die Bar zu. »Deine Anwesenheit am heutigen Abend ist eine angenehme Überraschung«, verkündete Philip. Seine Schulzeit auf britischen Internaten verriet sich manchmal durch eine etwas hochtrabende, gestelzte Ausdrucksweise.

»Wir haben heute einen Vergleich geschlossen, so bin ich ausnahmsweise mal vor Mitternacht rausgekommen.«

»Glückwunsch zu beidem.« Auf ihrem Weg durch die Menge blieb Philip immer mal wieder zum Händeschütteln stehen. Wenn Jonah ihn sich so ansah, wie er im schicken taubenblauen Anzug mit unerschütterlicher Fröhlichkeit jedem bekannten Gesicht zulächelte, konnte er ihn sich gut in der Rolle vorstellen, die Philip offen anstrebte: Oberbürgermeister. Unmöglich war das nicht: Er besaß die Intelligenz, den Lebenslauf und die instinktive Gerissenheit eines Politikers (gegen Jonah hatte er noch jede Schachpartie gewonnen), betrieb knallhartes Networking (wenn auch nicht so mühelos wie Aaron), und, wie er selbst gern betonte, der-

zeit saßen ein Kenianer im Weißen Haus und ein Jungeselle im Büro des Oberbürgermeisters. Das politische Klima begünstigte seine Pläne.

An der Bar bestellte Philip einen Wodka Tonic, Jonah einen Scotch. Beim Warten auf ihre Drinks beäugte Philip die Brünette in Grün, die er während Aarons Rede fast mit Blicken verschlungen hatte, sie stand jetzt ebenfalls an der Theke. »Mir ist da eine gewisse Korrelation zwischen QUEST-Spenderinnen und Pilates-Anhängerinnen aufgefallen«, murmelte er.

»Quantitative Analyse höchsten Niveaus«, sagte Jonah lachend. »Willst du sie fragen, ob sie nachher eine kurze Bauch-Beine-Po-Session einlegen möchte?«

»Leider«, antwortete Philip mit melodramatischem Seufzen, »darf ich solche Einladungen nicht mehr aussprechen. Aaron hat eine recht eindeutig abgefasste Rundmail verschickt, betreffs erwünschten Betragens auf QUEST-Events. Offensichtlich bestehen Bedenken, dass bestimmte Vorstandsmitglieder nicht von statthaften Motiven zur Teilnahme an solchen Geselligkeiten geleitet werden.«

»Worauf sich das wohl beziehen könnte?«, sagte Jonah.

Philip seufzte wieder. »Wenn ich nicht für meinen Schwanz eintrete, für wen dann?« Als ihre Drinks kamen, fügte er hinzu: »Ich könnte unter Protest zurücktreten.«

»Aber was wird dann aus den Schulen von New York, stimmt's?«, sagte Jonah, und Philip lachte.

Jonah überraschte das Lachen nicht, obwohl er seine Frage nicht wirklich scherzhaft gemeint hatte. Er wusste, dass Philips QUEST-Mitgliedschaft hauptsächlich taktisch war und Teil einer Rivalität, die auf die Zeit zurückging, als Philip und Aaron beide charismatische Erstsemester auf derselben Etage in Princeton waren. Sicher half es Aaron, einen schwarzen Bürgermeister-Referenten im Vorstand zu haben, aber es verschaffte Philip auch Zugang zu allen Kontakten Aarons; und seine Frustration darüber, dass er in der Rangordnung unter Aaron stand, konnte er überwinden, indem er versuchte, mit so vielen dieser Kontakte

wie möglich zu schlafen (auch wenn es so aussah, als hätte Aaron dieser Taktik in aller »Freundschaft« ein Ende gemacht). Aber war es eine Spätfolge seines Gesprächs mit dem Chassiden, lag es an Aarons Rede oder daran, dass Patrick ihn mit Zoey gesehen hatte, oder an all dem zusammen – Jonah brauchte eine Bestätigung, dass es an diesem Abend um mehr ging als freie Getränke und berechnendes Networking. Nach einem Schluck Scotch sagte er zu Philip: »Aber jetzt mal im Ernst. Meinst du nicht, dass QUEST diese Schulen besser macht?«

Philip sah ihn mit skeptisch-amüsiertem Blick an und wiederholte mit seiner Nachahmung eines amerikanischen Akzents (der dem Texanischen fast ein wenig zu nahe kam): »Im Ernst?«

Auch diese Skepsis überraschte Jonah nicht. In ihrer Freundschaft war es nie besonders ernst zugegangen. »Klär mich auf«, sagte Jonah.

Demonstrativ nachdenklich tippte sich Philip an die Spitze seiner geradezu majestätisch breiten Nase. Zu spät ging Jonah auf, dass ein Mann mit lokalpolitischer Karriere der falsche Ansprechpartner für die erhoffte Rettung von New Yorks Schulen war. »Wenn man die Methoden der Finanzindustrie auf Schulen anwendet, darf man nicht vergessen, was mit der Finanzindustrie passiert ist. Generell würde ich verbesserte standardisierte Testergebnisse nicht zu sehr als ein Anzeichen verbesserter Bildung sehen. Nach meinem Eindruck ist das Ausfüllen von Multiple-Choice-Bögen eine ganz eigene Disziplin, die sich vielleicht nicht allzu sehr vom Geschick bei Egoshooter-Spielen unterscheidet. Das hat New Yorker Schüler auch nicht viel geholfen.« Er nahm einen großen Schluck aus seinem Glas und stellte es vorsichtig auf die Theke zurück. »Leider geht es hier vor allem darum, das Gewissen weißer Linker zu beruhigen. Weiße linke Gewissen und ein weiteres Vorzeigeprojekt in Aarons Lebenslauf. Wenn du eine bedürftige Schule sehen willst, geh nach Afrika.« Er zuckte lässig mit den Schultern. »Aber vielleicht beeinflusst mich ja mein Ärger über den plötzlichen Puritanismus-Anfall des Gründers. Was meinst denn du, Herr Anwalt, bewirkt QUEST irgendwas wirklich Gutes?«

Nach kurzem Nachdenken hielt Jonah Zeigefinger und Daumen mit sehr wenig Abstand aneinander, als zeigte er eine unsichtbare Erbse. »Ein Fitzelchen«, sagte er. »Auch wenn die Methoden nicht perfekt und die Motive, sagen wir, gemischt sind, bekommen diese Schulen so doch mehr Aufwand und Aufmerksamkeit als sonst. Das ist besser als nichts für unsere armen schwarzen Zukunftsträger in Harlem, die mehr als nur Zugang zu sauberem Trinkwasser verdienen.«

Philip lächelte und ließ dann seine großartig lang gezogene, vom Zwerchfell aufsteigende Lache ertönen – Jonahs Gefühl nach sein deutlichstes kenianisches Markenzeichen, noch mehr als der Akzent. »Das Fitzelchen gesteh ich dir zu«, erklärte er. »Es ist ein Fitzelchen mehr, als wir sonst tun würden, ein Fitzelchen mehr, als gar nichts zu tun.«

»Es ist das Fünfundzwanzig-Prozent-Trinkgeld für den Taxifahrer«, sagte Jonah. »Oder die Aufzugtür aufhalten für jemanden, der die Eingangshalle durchquert.«

»Oder einer alten Dame helfen, ihre Taschen von der Gepäckablage zu heben«, sagte Philip.

Sie stießen auf das Fitzelchen an. Natürlich war die Vorstellung voll Ironie – aber sie hatte auch einen tröstlichen Kern. Als sie die Gläser sinken ließen, fragte Philip: »Und wo ist die reizende Sylvia Quinn heute Abend?«

»Chicago«, antwortete er. »Arbeit.«

»Irgendwas Interessantes?«

»Interessant genug, dass sie mir nichts drüber verraten darf.«

»Was für eine beeindruckende Frau«, sagte Philip. »Du Glücklicher.«

Jonah seufzte gequält. »Patrick Hooper hat mich neulich abends mit Zoey gesehen«, gestand er. Und dann: »Nicht bei irgendwas ertappt, glaub ich; wir waren halt nur – zusammen aus.«

Philip lächelte betrübt. »Das geht also immer noch weiter?«

»Das Schlimmste ist, ich hab Sylvia gesagt, dass ich mit ihr zusammenziehe«, erklärte er, noch schuldbewusster als sonst, jetzt, da es im Raum stand.

»So viel zum Fitzelchen.«

Jonah drehte sein Glas auf der Theke hin und her und sah zu, wie die Flüssigkeit in winzigen Wellen hin- und herschwappte. Solche Stimmungen überkamen ihn – schuldbewusst, reuig –, doch erfahrungsgemäß hielten sie leider, genau wie ihr Gegenpol, nie lange an, sondern wichen irgendwann der Lust oder der Langeweile, oder wie auch immer er den unerklärlichen Magnetismus nennen mochte, der ihn zu Zoey hinzog – immer und immer wieder. »Ich muss irgendwie die Orientierung verloren haben«, gestand er.

Von Philip kam ein unverbindliches Schulterzucken. Jonah war sich sicher, dass sein Gegenüber dachte, was jeder vernünftige Mensch denken würde: dass er mit einer von beiden Schluss machen sollte. Doch neben zu viel Ernst ließ ihre Freundschaft auch keine ernst gemeinten Ratschläge zu. Diese Grenze war Jonah in fast allen seinen Männerfreundschaften aufgefallen (vielleicht war es ebenso sehr eine Grundlage wie eine Grenze). Was auch immer Philip also dachte, er sagte nur: »Tja, so kann's gehen.«

Aaron Seyler ließ sich von der Menge feiern und zog sämtliche Blicke auf sich, wie Wasser, das einen Abfluss hinabrauscht. Die Brünette, mit der Philip geliebäugelt hatte, machte jetzt Aaron schöne Augen. Der nahm die geballte Bewunderung mit an Huld grenzender Liebenswürdigkeit entgegen. »War er immer schon so?«, fragte Jonah.

Während Philip Aaron beobachtete, schien er alle erdenklichen Stärken und Schwächen eines Mannes abzuwägen, der eines Tages womöglich als demokratisch nominierter Oberbürgermeisterkandidat von New York sein Rivale werden konnte. Schließlich sagte er: »Aaron glaubt mit Haut und Haaren ans Konzept des Fitzelchens. Er differenziert nicht. Er glaubt an QUEST, er glaubt, dass QUEST Schulen verbessert. Er glaubt, dass er sich am besten zum Leiter einer solchen Organisation eignet, oder jeder anderen, was das angeht. Kurz, er glaubt an etwas. Nämlich an Aaron Seyler, und das macht ihn so außergewöhnlich, selbst in diesem Raum voller ziemlich außergewöhnlicher Leute.«

Jonah sah zu, wie Aaron weiter lächelnd Glückwünsche entgegennahm, voll auf jeden Einzelnen konzentriert, und allem Anschein nach so viel – wenn nicht gar mehr – tat, wie man nur verlangen konnte, um den Benachteiligten und Unterprivilegierten zu helfen. Doch dabei ging Jonah durch den Kopf: Wenn Aaron – oder irgendeinem von denen – die New Yorker Schüler wirklich so sehr am Herzen lagen, warum waren sie dann nicht Lehrer geworden? »Er glaubt sein eigenes Geschwafel«, sagte Jonah. Und beschloss genau in diesem Moment, mit Zoey Schluss zu machen. Weil es das Richtige war.

Die Überzeugung hielt er den ganzen restlichen Abend über aufrecht, sogar bis zu dem Augenblick auf der Rückfahrt im Taxi, als er Zoey eine SMS schickte: »Morgen Mittagessen?« Sofort überkamen ihn Beklommenheit und vorausseilende Reue, wie bei jedem seiner Vorsätze, eine Beziehung mit einer Frau zu beenden – aber er schob diese Reaktion nur auf seine Trägheit und seinen Egoismus.

Zoey antwortete erst nach über einer Stunde, kein Wunder, schließlich hatte sie geplant, den Abend mit Evan zu verbringen, ihrem (Vorzeige-)Freund. Als endlich der Pling-Ton ihrer Antwort auf seinem Handy ankam, zog er sich gerade im Schlafzimmer aus. »ja aber nur Mittagessen. Z = fleißiges Bienchen morgen.«

Jonah lächelte und schrieb zurück: »Heut Nacht fleißig?«, weil ihre Antwort an sich bedeuten konnte, dass Evan weg war, und da Sylvia in Chicago war, könnten sie doch – hier meldete sich sein Schuldgefühl. Er löschte seine SMS und schrieb stattdessen: »Cool, nur essen. Um 1 bei dir vorm Büro?«

Minuten später kam die Antwort: »bin ich etwa zu fett für Mittag-Quickies??« Dann, nach einer weiteren Minute: »ich weiß, ich weiß. Richtet nicht. Ich hab den Löffel in der Hand. Gediegenes Mittagessen um 1, Pimpertermin auf Wiedervorlage.«

Wieder lächelte er über die Nachricht – und runzelte dann die Stirn. War er davon etwa nicht angetan? Wollte er nicht ebenso gern einen Pimpertermin machen wie sie? Warum genau wollte

er sich noch mal trennen? Antworten gab es genug: Sylvia, Evan, der Anlauf, den er bereits genommen hatte – und schon waren die Schuldgefühle wieder da. »Bis morgen«, schrieb er – und fügte noch ein »Baby« hinzu, weil er sie nicht beunruhigen wollte (wie er sich erfolgreich selbst vormachte).

Aber nachdem er auf Senden gedrückt und das Handy aufs Bett geworfen hatte, fühlte er sich tatsächlich besser: erleichtert, dass er sich endlich durchgerungen hatte, und stolz, weil er sich einem Problem stellte (oder jedenfalls stellen würde), statt zwischen Schuldgefühlen und Lustprinzip hin- und herzustolpern. Mehr als das: Er hatte das Richtige getan.

Dann fiel Jonahs Blick auf sich selbst im großen Spiegel an der Innenseite seiner Schranktür. Inzwischen war er nackt, und einen Moment lang sah er sich, wie er einen nackten Fremden sehen würde, unvoreingenommen und ohne die schützenden Scheuklappen, die er sonst reflexartig aufsetzte. Er sah sich mit nicht eingezogenem Bauch, hängenden Schultern, ausdruckslosem Blick – der schlaffe Schwanz so groß, wie er tatsächlich war. Er sah sich einem Mann gegenüber, der seiner Lebensmitte eindeutig näher war als seiner Jugend, sah schwabbeliges Fleisch am Rumpf, runde Oberschenkel und Arme, graue Strähnen im kurzgeschnittenen schwarzen Haar an den Schläfen. Mehr als das: In den blassrosa Fleischmassen erkannte er einen nackten Mann von krasser Verletzlichkeit, von erschreckend endlicher Körperlichkeit – erbärmlich überangepasst an alles, was der Tag, das Leben bringen mochte. Unangenehm berührt wandte er sich ab, zog sofort die Boxershorts an, die er auf den Boden geworfen hatte, spannte Bauch- und Brustmuskeln an und schloss die Schranktür. Er hob sein Handy auf, überlegte, Sylvia anzurufen – sah aber, dass er eine E-Mail von Doug Chen hatte, einem Partner in seiner Firma, der ein Treffen am nächsten Tag wünschte. Für solche Sachen hatte Jonah ein gutes Gespür; er ahnte, dass sich daraus etwas Positives für ihn ergeben konnte. Nachdem er den Termin bestätigt hatte, klickte er noch ein paar Mails an, rief die Wettervorhersage und den Spielstand der Yankees ab, trug das Meeting

mit Doug Chen in seinen Kalender ein, ebenso den Mittagstermin mit Zoey, ohne sich dabei Gefühle zu gestatten, und arbeitete sich langsam durch die Sammlung von Namen, Nummern, Apps und Spielen auf seinem Handy – Tools, mit denen er die ganze Welt erreichen, entschlüsseln und umgestalten könnte, wenn er wollte. Durchs Smartphone betrachtet, war die Welt so verdammt handlich. Er knipste das Licht im Schlafzimmer aus, stieg ins Bett und schrieb Sylvia eine SMS: »Hoffentlich kommst du vor Mitternacht da raus. Liebe dich.« Dann stellte er den Handywecker auf sechs Uhr früh, und das Leuchten des Displays auf seinem Gesicht war das Letzte, was er sah, bevor er die Augen schloss. –

Und Jonah fühlte sich viel besser.

1. Die Gegenwart des HERRN

Am nächsten Morgen hatte der Regen aufgehört, und nichts deutete mehr darauf hin, dass etwas wie Regen überhaupt im Bereich des Möglichen lag. Der Himmel war unglaublich klar, das durchgehende Metallicblau von keinem Wölkchen getrübt, und aus diesem Himmel und einer Sonne, die aussah wie ein Brandloch, durch das sich gleißende Strahlen fraßen, ergoss sich die Mitte-August-Hitze. Sie erfüllte die Straßen und Parks, die Toreinfahrten und Gassen, durchdrang Beton und Asphalt wie Wasser, das in einen Schwamm sickert; sie haftete an Fensterscheiben und hing in den Straßenschluchten wie große, schwere Vorhänge, durch die sich die bedauernswerten Fußgänger kämpfen mussten – mit offenen Mündern und Kragen, der Schweiß zumindest in kleinen Perlen auf der Oberlippe, in schwereren Fällen einfach das Gesicht herabströmend. Die Leute bewegten sich langsam, ohne einander anzusehen. Während der Regen der Stadt ungewohnte Geselligkeit beschert hatte, schien die Hitze jetzt jeden New Yorker in seinen oder ihren eigenen Hummerfangkorb zu sperren.

Jonah hingegen wachte mit den zwanzig Grad auf, die ihm seine Klimaanlage schenkte. Von der Lage draußen unterrich-

tete ihn das fröhlich-comichafte Sonnenschein-Piktogramm des Wetter-App auf seinem Handydisplay – das Erste, worauf sein Blick fiel, als er die Augen aufschlug. Am Fenster im achtzehnten Stock stehend, trank er seinen Kaffee und konnte die Hitze förmlich sehen – als blähte sie die Gehwege und Leute, ja die Luft mit sichtlichem Unbehagen auf. Aber von der Hitze zu wissen und sie zu spüren, war zweierlei. Jonah litt unter chronischem Schwitzen und fürchtete das Gefühl von Hitzestau unter seinen Kleidern, zu dem er leider neigte, von feuchtem Stoff, der an der Haut klebte. Das nicht ertragen zu müssen, obwohl die Gefahr so offensichtlich bestand, trug zu der ganz besonderen Selbstzufriedenheit bei, mit der er aufgewacht war. Ihm war, als hätte er sein Beziehungschaos bereits aufgeräumt und allein durch den Entschluss sein Zaudern und seine Schuldgefühle wegen Zoey abgeworfen. Und während er duschte, in seinen Anzug stieg und das Frühstück ausfallen ließ, wandte sich sein Kopf bereitwillig der Arbeit zu.

Sein Beruf war oft stressig und noch öfter aufreibend, doch er empfand ihn als angenehm spielerisch: sowohl das Kämpferische des Anwaltdaseins als auch die Konkurrenz in seiner Kanzlei. Das Wissen, dass er dieses Spiel gut beherrschte, bereitete ihm erst recht Vergnügen. Außerdem waren ihm Gedanken an Fälle und Mandanten nach drei Jahren Jurastudium, zwei Sommervertretungen und ganzen fünf Jahren als Angestellter seiner Firma mittlerweile selbstverständlich. Er entspannte sich eher, wenn sein Denken den gewohnten Bahnen folgte, als dass es ihn belastete.

Der Weg von seiner Haustür auf die Straße reichte, er beschloss, ein Taxi zu nehmen. Es war erst sieben Uhr morgens, und draußen waren es bestimmt über dreißig Grad. Eine Viertelstunde später stieg er aus dem klimatisierten Taxi, überquerte einen weiteren Bürgersteig und betrat die noch heftiger heruntergekühlte Eingangshalle der 813 Lexington Avenue, wo die Büroräume von Cunningham Wolf lagen. Zufrieden stellte er fest, dass er seit fast anderthalb Stunden wach war und noch keine Minute unter der Hitze gelitten hatte.

In der Eingangshalle, hinter dem Schalter des Sicherheits-

dienstes und vor den Aufzügen, stand ein mächtiger Baum mit schwarzem, gewundenem, tief gefurchtem Stamm, dessen dichte ovale Blätter rund ums Jahr fast neonfarben hellgrün leuchteten. Er war von einer seltenen südamerikanischen Art, die in der im Halbjahreswechsel klimatisierten oder beheizten Lobby eines Bürogebäudes mitten in Manhattan gedieh; für seine Pflege kam die Investmentbank auf, die die meisten obersten Stockwerke belegte. Die Cunningham-Wolf-Mitarbeiter waren schon lange von der fixen Idee besessen, herauszufinden, was die Baumpflege kostete. Die häufigste Schätzung belief sich auf sechzigtausend Dollar im Jahr. Vor Crash, Bankenrettung und Reformen waren alle neuen Investmentbanker in ihrem ersten Jahr an ihrem ersten Bonus-Tag nackt um den Baum gelaufen – eine Runde pro Fünfzigtausend. Und die Anwälte hatten nach spätabendlichen Besprechungen gern Pause gemacht, um sich das Spektakel anzusehen: Der Brauch hatte etwas angenehm Heidnisches, fand Jonah – die unbedeckten jungen Männer, die ihre Schecks in die Luft hielten und unter Gelächter und Rufen den dicken, knorrigen Stamm umrundeten. Und auch wenn 80 Prozent dieser Banker Männer waren, hatte es immer noch die übrigen 20 gegeben. Doch dann kam die globale Krise und mit ihr die Notwendigkeit, Enthaltsamkeit zur Schau zu stellen, und die Tradition nahm ein Ende – obwohl die Boni nach allem, was Jonah gehört hatte, kaum kleiner ausfielen. Der Baum war natürlich immer noch da, und vielleicht weil er sich an das Ritual erinnerte, empfand Jonah jedes Mal eine gewisse Zuneigung zu ihm, wenn er auf dem Weg zur Arbeit von seinem Handy oder Kaffeebecher kurz aufschaute.

Er fuhr in den neunundzwanzigsten Stock, ging in sein Büro, machte die Tür hinter sich zu und verbrachte die nächsten beiden Stunden an seinem Computer. Während dieser Zeit versäumte er es nicht, seine persönlichen E-Mails zu checken, Baseballstatistiken und -ergebnisse zu studieren, sich durch Status-Updates und Fotos auf fremden Facebook-Seiten zu klicken (auf seiner eigenen machte er fast nie Updates) und etwa ein Dutzend Artikel auf NYTimes.com zu überfliegen. Doch all das integrierte er als kurze

Auszeiten in seine Arbeit, so litt er nie unter der Eintönigkeit einer einzelnen Aufgabe. Nicht trotz, sondern wegen der Ablenkungen war sein Vormittag produktiv.

Gegen halb zehn tauchte er aus der digitalen Versenkung auf. Seine Assistentin kam und grüßte flüchtig. Dolores war zwanzig Jahre älter als er, Afroamerikanerin, grundsätzlich ohne ein Lächeln auf den Lippen und in unförmige geblünte Blusen gehüllt. Ihre Arbeit verrichtete sie kompetent und ohne das geringste Interesse an Leistungssteigerung. Beide kamen im Großen und Ganzen gut miteinander aus – von gelegentlichen Schwankungen abgesehen –, und Jonah bemühte sich sehr um Geduld mit ihrem mäßigen Interesse an der Arbeit, denn ihm war klar, dass es vor ihm Chefs gegeben hatte und nach ihm Chefs geben würde und eine Menge Anwälte Ekel waren.

»Heute muss ich früher gehen«, informierte ihn Dolores, sobald sie ihren Mantel ausgezogen hatte. »Meine Schwester ist zu Besuch. Ihr Mann hat auf einmal eine Schalentier-Allergie gekriegt, und da kann ich keine Krabben zum Abendessen machen.«

»Okay, Dolores, kein Problem«, sagte er.

»Ich muss auf dem Nachhauseweg zu D'Agostino an der Second Avenue.«

»Klar, kein Problem.«

Eine zweite Tasse Kaffee befeuerte ihn zu weiteren etwa vierzig Minuten konzentrierter Arbeit. Er wusste, dass er ohne Kaffee nicht durch den Tag kam (eigentlich durch seine Karriere), aber auch, dass die Wirkung mit der Zeit nachließ, weshalb er sich auf vier Tassen am Tag beschränkte, außer wenn er zu Gericht musste. Er hatte die zweite Tasse etwa zu zwei Dritteln geleert, als ihn sein Handy bimmelnd daran erinnerte, dass er in fünfzehn Minuten die Besprechung mit Doug Chen hatte.

Dieses Meeting war ihm den ganzen Morgen nicht aus dem Kopf gegangen, und obwohl er sich bemüht hatte, nicht daran zu denken, merkte er, dass es ein weiterer Grund für seine gute Laune war. Unter den dreißig Cunningham-Wolf-Partnern im US-Rechtsstreitigkeiten- und Schlichtungsgeschäft gehörte Doug

Chen zur Elite. Er war einer der Wenigen, denen die Seniorpartner die größten Fälle und wichtigsten Mandanten anvertrauten. Bei den Angestellten genoss er außerdem einen legendären Ruf. Er war berüchtigt für sein stets makellostes Äußeres: In der Firma sah man ihn nie ohne hochglanzpolierte schwarze oder braune Schuhe, den Windsorknoten seiner Krawatte zu einem mathematisch präzisen Trapez festgezurr, das rabenschwarze Haar in einer messerscharfen Linie gescheitelt. All das entsprach seinem – nach Jonahs Erfahrung verdienten – Ruf, einer der besten juristischen Köpfe der Firma, wenn nicht der ganzen Stadt zu sein: mit enzyklopädischem Wissen über Präzedenzfälle, überragendem Verständnis von Gesetzestexten und ihrer Auslegung, gewieft, wenn erforderlich, und unermüdlich auf das kleinste Detail achtend. Vermutlich wäre er schon längst selbst Seniorpartner, hätte es da nicht einen Charakterzug gegeben, der zwar seinen legendären Ruf zementierte, sich aber unmöglich mit allen anderen Aspekten seiner Persönlichkeit vereinbaren ließ: Doug Chen war süchtig nach Stripperinnen. Am häufigsten wurde gemunkelt, dass er keine Firmenkreditkarte mehr benutzen durfte, seit er sie während einer einmonatigen Gerichtsverhandlung in Miami mit über vierzigtausend Dollar belastet hatte. Unbestätigte Gerüchte wollten von einem dreiwöchigen Verschwinden in Puerto Rico und einer schwangeren Neunzehnjährigen wissen.

Jedenfalls kam ihm in der Firmenhierarchie eine äußerst wichtige Rolle zu; normalerweise traf er sich nicht unter vier Augen mit Angestellten. Selbst wenn er, was am wahrscheinlichsten war, nur Einzelheiten einer von Jonah verfassten Aktennotiz oder etwas Derartiges besprechen wollte, nahm Jonah es als gutes Zeichen, dass Doug Chen überhaupt seinen Namen kannte.

Nachdem er sich eingestanden hatte, dass er diesem Meeting regelrecht entgegenfieberte, fiel es Jonah schwer, sich auf anderes zu konzentrieren. Schließlich durchforstete er seinen Mail-Account, löschte alte Nachrichten und beantwortete vernachlässigte: gratulierte einer Highschool-Freundin, zu der der Kontakt abgebrochen war, zur Geburt ihres Kindes; schrieb ein

paar Zeilen an einen College-Bekannten, der nach Amsterdam gezogen war.

Endlich war es fünf Minuten vor dem Termin. Zum ersten Mal seit seiner Ankunft vor über drei Stunden stand er auf, knöpfte das Jackett zu, strich sich vor dem undeutlichen Spiegelbild im Glas seines gerahmten Juradiploms (Columbia, '05) das Haar glatt, verließ das Büro und ging den Flur hinunter zu Doug Chens Tür. Unterwegs wurde er plötzlich nervös und fragte sich, ob er in der vergangenen Stunde nicht besser noch mal alle Einzelheiten der ihm anvertrauten Fälle durchgegangen wäre. Doch mit welcher Einzelheit kannte er sich nicht bestens aus? Doug Chen konnte ihn genauso gut fragen, wie man auf einem iPhone E-Mails abrief, wie ihn nach bestimmten Details seiner Arbeit befragen, beruhigte er sich. Als er die Bürotür halb offen vorfand, trat er nach kurzem Klopfen ein.

Das Büro war angemessen groß für einen Partner in seiner Position. Die Fenster hinter dem Schreibtisch gaben den Blick frei auf die halbe City: Richtung Süden zum Chrysler Building und den anonymen Hochhäusern drum herum. Das lange Fensterbrett war leer, bis auf einen gemeißelten und polierten Stein – schieferfarben, kaum einen Zentimeter dick, groß wie eine Ansichtskarte – in einem roten Holzständer. Ein über zwei Meter breiter Mondrian war der einzige Wandschmuck. Der Schreibtisch war ebenso leer, bis auf eine Tastatur und einen Flachbildschirm; keine Spur von abgegriffenen Gesetzestexten, überquellenden Aktenordnern, mit Gummiringen gehaltenen Papieren oder gar den üblichen Familienfotos, die den Schreibtisch jedes anderen Cunningham-Wolf-Anwalts schmückten, Jonahs inklusive. Doug Chen tippte lautlos auf seiner Tastatur.

»Bitte, setzen Sie sich«, sagte er, als Jonah hereinkam. Dieser gehorchte, und Doug Chen faltete fein säuberlich die glatten, unbehaarten Hände. Wie üblich, war die Ruhe seines Blicks aus bebrillten braunen Augen vollkommen – gruselig fanden das die Kollegen Jonahs. Dieser Blick fiel mit gleichbleibend unbeirrter, emotionsloser Gründlichkeit auf alles. »Wie ich höre, wurde der Ardis-Vergleich soeben abgeschlossen?«, erkundigte er sich.

Offenbar hatte er sich antrainiert, mit genau so viel Dezibel zu sprechen, dass er auf der anderen Schreibtischseite eben noch verstanden wurde. »Das stimmt, Doug«, antwortete Jonah, bemüht, die Lautstärke zu verdoppeln.

»Ryan Parr war von Ihrer Arbeit angetan.«

»Ich habe viel von Ryan gelernt.«

»Generell hat es den Anschein, als hätten Sie in der Klärung von Patentrechtsfragen beeindruckenden Sachverstand an den Tag gelegt.«

Das war eine so seltsam farblose, so glatt dahingesagte Bemerkung, dass Jonah kurz überlegte, ob sie sarkastisch gemeint war. Doch für Sarkasmus fand Doug Chen vermutlich selten Verwendung. »Danke für Ihre Worte, das hört man gern«, antwortete er.

Doug Chen machte eine rätselhafte Geste: hob eine Hand von der anderen ab und senkte sie wieder. Dann fragte er: »Ihnen ist bekannt, dass wir BBEC vertreten?«

Und ob es das war. Und zu Jonahs gelinder Verlegenheit vollführte sein Magen eine kleine Pirouette, als diese Buchstaben fielen. BBEC, der größte Pharmakonzern der USA, war einer der wichtigsten und ältesten Mandanten von Cunningham Wolf. Was genau Cunningham Wolf für BBEC tat, war ein ziemliches Geheimnis, zumindest für die Angestellten.

Spezielle Vertraulichkeitsklauseln und ein schon fast kulthafes Stillschweigen umgaben jede Arbeit an BBEC-Fällen. Offenbar bestand eine persönliche Beziehung zwischen ihrem Firmenchef Hank Evans und dem derzeitigen Geschäftsführer von BBEC – sie hatten in grauer Vorzeit zusammen auf der Sloan-Management-school studiert, oder etwas dergleichen –, und man ging davon aus, dass Cunningham Wolf nur die heikelsten BBEC-Fälle übernahm: Sammelklagen wegen Missbildungen oder Geschlechtsdiskriminierung, all so was. Für Jonah war im Moment allerdings wichtiger, dass die Angestellten, die mit BBEC zu tun hatten, je nach Ausdrucksweise seiner Kollegen gemachte Männer waren, zur *Mischpoke* gehörten, die höheren Weihen erhielten, eine Etage höher stiegen. Eine Menge Umschreibungen dafür machten die

Runde, tatsächlich wurden Angestellte, die an BBEC-Fällen arbeiteten, spätestens nach zwei oder drei Jahren zu Partnern. Diese Gedanken lenkten Jonah so von seiner Antwort ab, dass er vielleicht einen halben Takt zu spät – und im Rahmen eines Gesprächs mit Doug Chen etwas zu energisch – antwortete: »Ja, das ist mir bewusst.«

»Momentan vertreten wir BBEC in einem Rechtsstreit mit Dyomax, einem Biotechnik-Unternehmen in Cambridge, Massachusetts.«

»Okay«, sagte Jonah.

»2006 erhob Dyomax Klage, dass sie das Patent auf ein Molekül besäßen, das BBEC in seinem Medikament Lumine verwenden würde. In den seither vergangenen vier Jahren haben relativ gütliche Gespräche zu keiner Einigung geführt. Jetzt haben wir den Eindruck, dass ein Prozess die besten Chancen bietet, ein günstiges Ergebnis für unseren Mandanten zu erzielen.«

Jonah nickte. »Wie sieht es mit der Unternehmensgröße von Dyomax aus?«

Doug Chen hob wieder eine Hand und ließ sie sinken. »Das strittige Molekül macht derzeit ihr Hauptkapital aus, der Hinweis mag genügen.«

»Verstehe«, sagte Jonah, und er verstand – oder bildete sich ein, zu verstehen, dass dieser Abriss des Falls ein Test gewesen war: ob er den in wenigen kurzen Sätzen schlummernden Sinn erfasste. Dyomax war ein kleines Unternehmen, BBEC ein Riese. Nach vier Jahren war es zu keiner Einigung gekommen, weil das nie der Plan gewesen war. Cunningham Wolf ließ – um es im Vorzimmerschnack auszudrücken – die Ziege ausbluten: setzte eine Schar Anwälte darauf an, damit der Fall mit dem Tempo und offenbar auch dem Erfolg eines Erste-Weltkrieg-Grabenkriegs vorankam, was Dyomax und BBEC (nicht zufällig) immer höhere Anwaltskosten verursachte. Der Unterschied war der, dass BBEC sich das leisten konnte. Vor Gericht zogen sie jetzt, weil sie annahmen, Dyomax werde nicht mehr lange durchhalten. Der Moment, wenn sich die Gegenpartei einen Prozess am wenigsten leisten konnte,



Joshua Max Feldman

Das Buch Jonah

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-10203-9

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: März 2015

Das Fegefeuer der Eitelkeiten für das 21. Jahrhundert

Jonah scheint mit seinem Namensvetter aus dem Alten Testament wenig gemein zu haben. Mit 32 Jahren lebt er in Manhattan, hat eine feste Freundin und eine Geliebte, ist ein Firmenanwalt mit Aussicht auf einen großen Karrieresprung. Doch eine folgenschwere Entscheidung lässt seine perfekte Welt in Trümmer fallen.

Im Gefühl des Scheiterns geht er nach Amsterdam. Hier trifft er die kluge Judith, eine brillante Kunsthistorikerin, die für einen korrupten Spielcasinobetreiber arbeitet. Er erkennt die Chance, wieder Sinn in sein Leben zu bringen, indem er Judith hilft, auf den rechten Weg zu gelangen. Also folgt er ihrer Spur bis nach Las Vegas.

Mit leichter Hand versetzt Joshua Feldman die biblische Geschichte von Jonah und dem Wal in unsere moderne Welt.



Der Titel im Katalog